

Die Kirchengemeinde als Ermöglichungsraum

Ein diakonischer Beitrag in der Vielfalt professioneller Perspektiven

1. Die Kirchengemeinde als Ort der Diakonie

Diakonie als Grundfunktion der Kirche hat sich in den vergangenen Jahrhunderten, vor allem im Zuge der Ausbildung des Sozialstaats, in eine weite Landschaft diakonischer Träger sozialer Dienstleistungen vervielfältigt.¹ Damit ist auch „das Diakonische“ organisatorisch weitgehend aus den Kirchengemeinden herausgerückt. Stellen für Gemeindediakonie oder Gemeindepädagogik sollen eine inhaltliche Schnittstelle schaffen. Spendenprojekte oder einzelne diakonische Aktivitäten wie eine weihnachtliche Geschenkaktion für Bedürftige machen in der Gemeinde das diakonische Anliegen sichtbar. Allerdings ist die diakonische Funktion der Kirche damit stark begrenzt worden, ein Teil ihrer Potenziale ist in den Hintergrund gerückt. Geht man jedoch von der aktuellen Fachdiskussion in der Diakoniewissenschaft aus und dem hier stark erweiterten Begriff von Diakonie, so kann die diakonische Perspektive einen wichtigen Beitrag zur Kirchenentwicklung leisten. Gerade die Vielfalt professioneller Perspektiven erweist sich darin als weiterführend.

In der Diakoniewissenschaft hatte sich zunächst ein Verständnis von Diakonie durchgesetzt, das von einer Fokussierung auf soziale und individuelle Probleme ausgeht, etwa mit der Formel „christlich begründete Hilfepraxis für Menschen in Not“². Von hier aus hat sich inzwischen ein stark erweitertes Verständnis entwickelt, in dem Diakonie in der Komplexität diverser kirchentheoretischer wie sozialstruktureller Fragen diskutiert wird.³ Allgemein bekannt ist der historische Rückgriff auf

1 Die Grundfunktionen ergeben sich etwa aus der EKD-Grundordnung, hier: Artikel 15 (1): „1 Die Evangelische Kirche in Deutschland und die Gliedkirchen sind gerufen, Christi Liebe in Wort und Tat zu verkündigen. 2 Diese Liebe verpflichtet alle Glieder der Kirche zum Dienst und gewinnt in besonderer Weise Gestalt im Diakonot der Kirche; demgemäß sind die diakonisch-missionarischen Werke Wesens- und Lebensäußerung der Kirche.“ <https://www.kirchenrecht-ekd.de/document/3435>, 12.12.2023.

2 Schäfer, Gerhard K./Maaser, Wolfgang (Hg.): *Geschichte der Diakonie in Quellen. Von den biblischen Ursprüngen bis zum 18. Jahrhundert*, Göttingen 2020, hier: 2.

3 Einen knappen Überblick geben Ellen Eidt und Johannes Eurich in: Dies.: *Theoretische Grundfragen und aktuelle Entwicklungen der Diakoniewissenschaft*, in: Eurich, Johannes/Schmidt, Heinz (Hg.): *Diakonik. Grundlagen – Konzeptionen – Diskurse*, Göttingen 2016, 347–362.

den biblischen Bericht der Einsetzung des Siebenergremiums in der Jerusalemer Gemeinde (Acta 6,1-7). Im Hintergrund stand dort die Lösung des erheblichen Konflikts zwischen Hebräer:innen und Hellenist:innen, verstärkt von Unterschieden in Sprache und Migrationsgeschichte und in diesem Zusammenhang auch in Familienstrukturen und sozialer Absicherung. Während sich über den Begriff „diakonein“ kaum substanzielle Aussagen über den Kern des „Diakonischen“ erreichen lassen, findet sich im Bericht über die Beauftragung der Sieben nun ein indirekter Zugang über den Tischdienst, der „niedrige Dienste“, Botendienste oder Hilfstätigkeiten suggeriert.⁴

Für aktuelle Fragen der Gemeindeentwicklung sind jedoch die weiteren Aspekte dieser Geschichte zukunftsweisend, die in den Fachdiskurs längst einbezogen werden: Die damals junge christliche Gemeinde hat nicht nur ein Problem mit der akuten Unterversorgung einer Teilgruppe. Sie ringt um veränderte Strukturen für die nötige Aufmerksamkeit für Menschen in anderen als der eigenen Bevölkerungsgruppe, für einen sozialen Ausgleich und darin für ein Miteinander aller Glaubenden.⁵ Bei genauer Lektüre des Textes in der Apostelgeschichte wird deutlich, dass die Nächstenliebe, das Helfen, nicht im Zentrum stand, sondern die Tätigkeit in spezifischen Aufträgen,⁶ in Vermittlungsdiensten oder kommunikativen Herausforderungen, wenngleich häufig im Kontext sozialer Probleme. Es handelte sich offenbar zugleich um Aufträge zur Verkündigung oder Leitung, wobei Umsicht und Fürsorge für die Gemeinde und andere, schwächere Personen oder Gemeinden die zentrale Rolle spielten.

Die nun eingesetzten Gemeindeglieder sollen eine Lösung schaffen:⁷ Die zwölf Apostel verlieren Machtanteile, den „Sieben“ wird die Verantwortung übertragen für eine – in heutigen, sozialpädagogischen Fachbegriffen ausgedrückt – lebensweltorientierte, sozialräumlich entwickelte Hilfe zur Selbsthilfe und für strukturelle Entwicklungen innerhalb der Gemeinde unter den Vorzeichen von Solidarität und Gleichstellung. Sie sollen Fachleute für die sich ständig verändernde soziale

4 Zu beachten ist die Nichtübereinstimmung des biblischen Begriffs „diakonia“ mit dem heutigen Begriff „Diakonie“. Weder Begriffe noch exakte Tätigkeiten oder kirchliche Positionen lassen sich in einfacher Analogie übertragen. Vgl. die umfassende Analyse von Anni Hentschel: *Gemeinde, Ämter und Dienste. Perspektiven zur neutestamentlichen Ekklesiologie*, Neukirchen-Vluyn 2013, 7–64, hier: 63.

5 Mutschler, Bernhard: *Welchen Diakonat braucht die Kirche? Zugleich ein Kapitel Biblische Theologie, Gemeindediakonie und Kirchentheorie ausgehend von Act 6,1-7*, in: Ders.: *Beziehungsreichtum. Bibelhermeneutische, sozialanthropologische und kulturgeschichtliche Erkundungen*, Tübingen 2013, 177–216, hier: 186–189.

6 So der spät berühmte gewordene Schluss von John N. Collins: *Diakonia. Re-interpreting the Ancient Sources*, New York/Oxford 1990.

7 Dieser Begriff ist der heute geläufige Begriff für die Position der eingesetzten sieben Personen, während das lukianische Doppelwerk den Begriff „diakonos“ vermeidet (Mutschler, *Diakonat*, 197–199).

Situation sein und innovative Lösungen entwickeln.⁸ In dieser Logik bilden beide Tätigkeiten, die der Apostel in Gottesdienst und Predigt ebenso wie die der Sieben,⁹ die Kernfunktion der christlichen Kirche, die Kommunikation des Evangeliums in Wort und Tat.¹⁰

Von hier aus gedacht wird deutlich, in welcher Weise eine Kirchengemeinde sich als diakonisch verstehen kann: Gefragt ist ein Engagement, das aus der Perspektive des Evangeliums die Lebenssituation der Menschen, ihre Nöte und Bedarfe aufmerksam wahrnimmt und Barrieren abbaut, sowohl in der Beteiligung am kirchlichen Leben als auch bei kommunikativen oder sozialen Hemmnissen der Lebensführung. Dies kann eine Hilfeleistung bedeuten, aber zunächst geht es hier ganz allgemein um Strukturen, in denen Belastungen als Teil des Lebens der christlichen Gemeinde erkannt werden und Beachtung finden – ebenso wie die Gestaltungsmacht und Potenziale aller Beteiligten. Unter Rückgriff auf die „dynamische Hierarchie menschlicher Bedürfnisse“ nach Maslow lässt sich die Aufmerksamkeit einer diakonisch ausgerichteten Kirche auf Lebenssituationen richten, die von existenzieller Not ebenso geprägt sein können wie vom Bedarf an Gestaltungsmöglichkeiten und Transzendenzorientierung.¹¹ Gemeindemitglieder teilen sich darin nicht in Bedürftige und Helfende, sondern sie bilden zunächst eine Gemeinschaft der Glaubenden in Verantwortung für ihre Kirche, die den Zugang für alle Menschen ermöglicht. In dieser Gemeinschaft gibt es punktuell oder dauerhaft Menschen mit besonderen Nöten und Bedarfen. Eine solche diakonische Sicht auf das Leben in seiner Komplexität hilft wiederum zur Vertiefung der theologischen Reflexion, des geschwisterlichen Miteinanders oder auch des gottesdienstlichen Geschehens.

2. Ein Fallbeispiel multiperspektivisch betrachtet

Ein konkreter Fall und seine Diskussion verhelfen dazu, diese Überlegungen zu vertiefen. Sie zeigen gegenläufige Deutungen einer Situation aus unterschiedlichen

8 Mutschler, Diakonat, 202f.

9 Diese im Siebenergremium Beauftragten werden häufig als „Diakone“ bezeichnet, wobei diese Bezeichnung historisch nicht treffend ist. Der Begriff findet sich im hier betrachteten Bibeltext nicht.

10 Mutschler, Diakonat, 196f.

11 Anhand konkreter diakonischer Aufgaben entfaltet von Ellen Eidt: Was heißt hier eigentlich „diakonisch“? Das Modell der Maslowschen Bedürfnishierarchie als Beitrag zur Lösung einer Gretchenfrage der Diakonie und des Diakonats, in: Baur, Werner/Hödl, Dieter/Eidt, Ellen/Noller, Annette/Schulz, Claudia/Schmidt, Heinz (Hg.): Diakonat für die Kirche der Zukunft, Stuttgart 2015, 78–95, hier v. a. 84f. und 89–92.

professionellen Perspektiven. Das Fallbeispiel mutet zunächst an wie eine Erzählung aus urchristlicher Zeit: Die Menschen sind in der Gemeinde beisammen und arbeiten an neuen, geeigneten Formen für ihre Glaubensgemeinschaft. Es kommen dann – in der Logik der funktionalen Differenzierung kirchlichen Handelns – Menschen ins Spiel, die mit der Unterstützung solcher Prozesse mit ihrer Fachlichkeit beauftragt sind.

Auf dem Weg zu einer Taizé-Andacht

In einer Kirchengemeinde stehen in der Corona-Zeit nach dem Sonntags-Gottesdienst ein paar Leute vor der Kirche zusammen. Sie haben es genossen, Gottesdienst zu feiern, wenn auch mit Maske und ohne Singen. Sie berichten einander, wie ihnen die einsamen Wochen zu schaffen machen, wie sehr sie es vermissen, gemeinsam zu singen und zu beten. Sie erinnern sich an die Taizé-Andacht, die es bis zur Pandemie in einer kleinen, alten Kirche wöchentlich gegeben hatte. Hier konnte man die schlichten, bewegenden Lieder singen, gemeinsam schweigen und zur Ruhe kommen. Zu Beginn der Pandemie wurden hier alle Veranstaltungen abgesagt. Die Pfarrerin, die diese Andacht begleitet hatte, ist inzwischen im Ruhestand.

Die kleine Gruppe – Sebastian und Leonie, die auch im Chor singen, Brigitte und Stefan, die im Kirchengemeinderat sind – erinnern sich: Zu Weihnachten und Ostern fanden Gottesdienste im Freien vor der Kirche statt und fanden viel Zulauf. Hier konnte man singen, es entstand ein Gemeinschaftsgefühl, das war bewegend. Könnte man auf diese Weise nicht auch die Taizé-Andacht gestalten? Ganz schlicht, eine kleine Liturgie, für die es nicht unbedingt eine Pfarrperson oder andere Hauptamtliche bräuchte, ohne viel Aufwand zusammenkommen und auf dem Kirchplatz singen und beten, regelmäßig und ohne Druck: Wer kommt, ist da. Wenn sie hier, als Gruppe, vielleicht mit noch anderen gemeinsam, das Ganze tragen, könnte das doch gehen. Vielleicht wären ja auch Engagierte aus der katholischen oder methodistischen Gemeinde dabei?

Beim Weiterdenken kommen den vier konkrete Fragen in den Sinn: Wie würde es mit der musikalischen Seite klappen? Man bräuchte schon entweder sichere Singstimmen oder ein Instrument, das den Gesang etwas stützt, damit es nicht kläglich wird. Und natürlich müsste das Ganze ins Gefüge der Gemeindeveranstaltungen passen, damit es keine Überschneidungen gibt mit anderen Gruppen. Es wäre nicht schlecht, mal mit anderen zu sprechen.

Sebastian und Leonie beraten sich also mit dem Kirchenmusiker, der ihnen rät, auch mit Pfarrer Gebhard Kontakt aufzunehmen. Der Pfarrer reagiert sehr aufgeschlossen: Wie schön, dass es Interesse gibt. Ja, eine Taizé-Andacht ist nicht schwer zu organisieren und kann mit ihrer klaren Struktur von vielen mitgetragen werden. Er sucht mit den beiden gemeinsam einen Wochentag aus, und sie verabreden eine Testphase mit einem Termin wöchentlich – von der Woche nach Pfingsten bis zur Sommerpause. Er bietet sich an, eine kleine Liturgie zusammenzustellen und das erste Mal zu gestalten.

Bei der ersten Andacht auf dem Kirchplatz sind etwa 15 Personen da. Pfarrer Gebhard hat für alle Termine Bibeltexte ausgesucht und sie in einem A-5-Heft mit einer Liturgie und einigen der bekannten Lieder zusammengeheftet. Von den Texten soll jedes Mal einer gelesen werden. Eine Person, die die Andacht leitet, soll dazu eine kleine Besinnung machen. Gebhard hat die erste Besinnung sorgfältig ausgearbeitet und Luther-Zitate zum Thema herausgesucht. Er erhält für seine Besinnung viel Aufmerksamkeit. Er hat auch seine Gitarre mitgebracht und spielt zu den Liedern unaufdringlich stützende Akkorde. Nach der Andacht stehen viele Anwesende noch zusammen. Die Rückmeldungen sind sehr gut: Die Atmosphäre war schön, das Singen tut gut und ein biblischer Impuls mit Gedanken dazu ebenso. Pfarrer Gebhard fragt Sebastian und Leonie und in die Runde der Anwesenden blickend, wer denn das nächste Mal vorbereiten möchte? Niemand meldet sich. Es ist viel zu tun, und gerade jetzt im Sommer noch mehr. Pfarrer Gebhard erklärt sich bereit, es erst einmal weiterzumachen, dann könne man sehen.

Nach sieben Terminen mit jeweils 12–20 Teilnehmenden fragt Pfarrer Gebhard noch einmal die Menschen, die regelmäßig bei der Andacht waren, wer mit einsteigen und sich mit ihm abwechseln würde, es sei sehr wenig Arbeit, die Liturgie stehe, es sei nur ein Text auszusuchen und ein kleiner Impuls, der ja nichts Besonderes sein müsse. Aber es gibt keine Resonanz. Weil er selbst viele neue Aufgaben hat, beschließt Pfarrer Gebhard, die Andacht nicht weiterzuführen.

Das Fallbeispiel wurde nun aus zwei beruflichen Perspektiven analysiert: mit einer Gruppe von Studierenden mit dem Berufsziel Diakon:in (in den Studiengängen Diakoniewissenschaft und Religions- und Gemeindepädagogik, EH Ludwigsburg) sowie mit einer Gruppe von Theologiestudierenden mit Berufsziel Pfarrer:in (Universität Bonn). In beiden Gruppen stand die Frage nach der Bedeutung von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen in verschiedenen kirchlichen Handlungsfeldern im Mittelpunkt. Die Studierenden werden nach ihren Eindrücken aus diesem Fallbeispiel gefragt: Was beobachten sie, was fällt ihnen auf und wie bewerten sie die Situation?

Die Studierenden der Evangelischen Theologie sind sich in ihrer Analyse der Situation einig: Pfarrer Gebhard reagiert freundlich und konstruktiv. Er zeigt sich offen für die Anliegen von Gemeindegliedern, nimmt sie auf und unterstützt die Ehrenamtlichen nach Kräften. Er übernimmt Aufgaben, die Ehrenamtlichen schwerfallen, für die er gut qualifiziert ist oder für die er ganz leicht Ressourcen der Gemeinde nutzen kann: eine Form für das neue Angebot entwickeln, die Liturgie zusammenstellen, Texte aussuchen, ein handliches Heft für die Teilnehmenden drucken. Vermutlich hat er auch dafür gesorgt, dass das Angebot regulär ins Programm der Gemeinde aufgenommen und die Termine abgekündigt werden. Er wäre auch derjenige, der die Information an andere christliche Gemeinden im Stadtteil weitergeben kann und die Vernetzung übernehmen. Er hilft den Ehrenamtlichen, die

Aufgaben so zu strukturieren, dass sie überschaubar und handhabbar werden. Er müht sich, Ehrenamtliche zu befähigen und zu ermutigen, sich an Bibeltexte zu wagen und in diesem lockeren Rahmen eigene Impulse zu gestalten. Allerdings braucht es, wenn ein Angebot wirklich etabliert werden soll, Menschen, die Verantwortung übernehmen und bereit sind, selbst zu tragenden Personen im neuen Projekt zu werden. Leider findet sich, so die Bewertung der Studierenden, auf Seiten der Gemeindemitglieder ein recht typisches Phänomen: Sie haben Wünsche und Interessen, auch eine gewisse Motivation, selbst aktiv zu werden. Dafür reicht aber häufig – wie auch hier – die Energie nicht aus. Andere Interessen überlagern nach einer ersten Begeisterung bei Ehrenamtlichen schnell das Interesse am Engagement für ein Projekt in der Gemeinde. Der Wunsch dagegen, ein Angebot zu bekommen, bleibt bestehen. Und so wird das neue Angebot zu einer weiteren Aufgabe für Hauptamtliche, hier: für den bereits überlasteten Pfarrer, wenn er es nicht wagt, ein Engagement zu beenden, das nicht auch von anderen getragen wird. Für ihn besteht die Herausforderung darin, sich nicht frustrieren zu lassen. Denn er erlebt allzu häufig solche Situationen, in denen er alles dafür tut, es den Ehrenamtlichen leicht zu machen und ihnen alle Unterstützung zu geben, in denen aber dennoch den Ehrenamtlichen „alles zu viel“ ist und ein Engagement nicht zustande kommt.

Die Analyse der Studierenden der Diakoniewissenschaft bzw. Religions- und Gemeindepädagogik klingt ganz anders: Die Gemeindemitglieder haben eine persönliche Problemlage beschrieben und – als ein Element der Selbsthilfe – Interesse geäußert, ihr Anliegen in die Hand zu nehmen. Sie haben offenbar Erfahrung und eigene Gestaltungswünsche in Sachen Gottesdienst oder Andacht und sie sind ebenfalls bereits erfahren im gemeindlichen Ehrenamt, denn sie wissen, dass man in einer Kirchengemeinde ohne Hauptamtliche nicht „einfach etwas machen“ kann. Ein Angebot muss sorgfältig ins Gefüge eingepasst werden, damit es keine Reibung gibt. Es gehört sich, mit den Hauptamtlichen zu sprechen, die die betreffenden Bereiche Musik und Gottesdienst üblicherweise bespielen. Abgesehen davon haben Hauptamtliche nützliche Kenntnisse. Im Kontakt mit den Hauptamtlichen wird den Interessierten allerdings das Anliegen aus der Hand genommen. Der Pfarrer ermutigt sie zunächst, formatiert das Projekt dann aber nach seiner Logik vollständig durch, entwickelt alle Strukturen und fixiert sie in einem Heft. Die Suche nach einer musikalischen „Stütze“ für den Gesang erledigt sich mit seinem Griff zur Gitarre. Dies alles nimmt zwar den Ehrenamtlichen Arbeit ab und bietet fachlich hochwertige Bestandteile (Liturgie, Texte, Besinnung), aber damit sind alle Entscheidungen bereits getroffen – nicht unbedingt im Sinne der Erfinder:innen. Denn für diese stand das Singen, Schweigen und Beten im Vordergrund, während der Pfarrer an Textauslegung denkt. Mit dem Vorhaben, es Ehrenamtlichen leicht zu machen, hängt er mit seiner Besinnung beim ersten Mal die Latte weit hoch und erreicht das Gegenteil. Für die Ehrenamtlichen ist das nicht leicht nachzumachen,

wohl auch nicht erstrebenswert, denn diese Umsetzung war ursprünglich gar nicht ihr Wunsch. Das Interesse flaut ab.

Die Studierenden resümieren: Die exponierte Rolle einer „Person, die die Andacht leitet“, passt nicht zum Beteiligungswunsch der Ehrenamtlichen. Diese wollten gemeinsam, ausgehend von ihrem Bedarf, etwas entwickeln und verantworten, nun ist eine einzelne Person in den Mittelpunkt gerückt. Die Arbeitslogik des Pfarrers dominiert das Geschehen: Angebote, zumal eine Andacht als geistliches Angebot, liegen zunächst in seiner Verantwortlichkeit, während Ehrenamtliche „einsteigen können“ wie in einen Zug, den jemand anderes aufs Gleis gesetzt hat und steuert. Inhaltlich betrachtet hat die Gestaltungslogik des Pfarrers (Textauswahl im Vorfeld, hochwertige Besinnung, Luther-Zitate) die ursprünglichen Themen der Interessierten (Gemeinschaft gegen die Einsamkeit) verdrängt. So hat der Pfarrer mit viel gutem Willen die Motivation der Ehrenamtlichen im Keim erstickt. Diese nutzen das von ihm gestaltete Angebot sehr gern, denn er macht seine Sache gut. Aber selbst übernehmen möchten sie es nicht. So begrenzt der Professionelle die Fläche, auf der andere etwas ausprobieren können.

3. Multiperspektivität und Multiprofessionalität als Sehhilfe

Die Interpretation des Fallbeispiels lässt sich nun mit einigem Abstand zum Fall und seiner Diskussion weiterführen: Wie kommt es zu derart unterschiedlichen Bewertungen dieser Situation? Die Studierenden haben fast alle Erfahrungen im Ehrenamt in ihren Kirchengemeinden gemacht. Aber vielleicht sind sie darin von verschiedenen Rollenbildern geprägt worden, gehen auf verschiedene Berufe zu und haben schon nach wenigen Semestern unterschiedliche Zuständigkeiten und Kompetenzprofile vor Augen. Während Studierende pädagogischer Studiengänge „Hilfe zur Selbsthilfe“ lernen und Hauptamtliche als Wegbegleiter:innen verstehen, sehen die Studierenden der Theologie möglicherweise die Pfarrperson in der Verantwortung fürs Ganze, für gute theologische Arbeit, in einer Art Leitungs- oder Aufsichtsfunktion gegenüber nicht beruflich in der Kirche Tätigen oder in der Zuständigkeit für ein Andachtsformat in der Gemeinde. Und offenbar verstehen die beiden Gruppen unter einer fachlichen Begleitung für Kirchenmitglieder völlig Unterschiedliches. Sie entwickeln zum Teil gegenläufige Perspektiven auf das Geschehen, die sich im besten Fall gegenseitig korrigieren und bereichern.¹²

12 Aktuell entwickeln verschiedene Landeskirchen in Deutschland Modelle einer multiprofessionellen oder interprofessionellen Zusammenarbeit der Berufsgruppen in der Kirchengemeinde. Deren Chancen, ausgehend nicht mehr von Berufsbildern, sondern von Kompetenzen und Aufgaben eine Gemeinde zukunftsfähig zu gestalten, werden in empirischen Projekten erforscht. Für erste Analysen vgl. Claudia Schulz: Kirchliche Berufsgruppen zwischen funktionaler Differenzierung

Die professionelle Differenz zwischen den Berufsgruppen liegt erstens in der Antwort auf die Frage, worum es in diesem Fallbeispiel geht: Während mit Blick auf den Pfarrberuf das geistliche Angebot im Vordergrund steht und die Frage, wie theologisch nicht oder nur wenig ausgebildete Interessierte in der Gemeinde zur Mitarbeit gewonnen und befähigt werden können, diskutieren die diakonisch-pädagogisch reflektierenden Studierenden vor allem die Beteiligungsmöglichkeiten für Gemeindemitglieder, orientiert an deren Bedarfen und deren Wunsch nach Selbstwirksamkeit, und wie deren Begleitung gelingen kann.

Und dann – zweitens – verbirgt sich hinter der Frage nach einem guten Umgang mit nicht hauptamtlich Engagierten auch das weite Spektrum der Fragen nach Macht und Kompetenz, Leitung und Verantwortung. Während in der Regel der Kirchengemeinderat über Gottesdienste und ihre Form entscheidet,¹³ bestimmt die Pfarrperson über deren Inhalte. Im Fallbeispiel ist nicht klar – oder: wird nicht geklärt –, wer die Verantwortung für eine Andacht trägt, ganz abgesehen von der Frage, wer sie gestaltet. Ob es eine Leitung braucht, eine Aufsicht oder Qualitätskontrolle, bleibt ebenso unklar. Außerdem stehen sich Kompetenzfelder gegenüber: Der Pfarrer beherrscht die Gestaltung einer Andacht, die Ehrenamtlichen möglicherweise ebenfalls. Was sie genau brauchen, von der Ermutigung oder Bereitstellung von Ressourcen bis zur Hilfe oder Anleitung, lässt sich nur erahnen.

Das Gefüge von Hauptamt und nicht-hauptamtlich Tätigen ist tatsächlich vielschichtig: Seit der frühen Christenheit haben sich kirchliche Spezialisierungen und dann Berufe herausgebildet und weiterentwickelt, die im heutigen Bild eine funktional differenzierte Landschaft unterschiedlicher Fachlichkeit ergeben.¹⁴ Das sorgt für eine hohe Expertise, etwa in theologischer, liturgischer, rhetorischer oder pädagogischer Hinsicht, und es bietet eine erhebliche Entlastung der Mitglieder, indem konstant anfallende Tätigkeiten verlässlich übernommen werden.¹⁵ Mit einer solchen, in kirchlichen Berufsgruppen vorhandenen Expertise für zentrale

und Zusammenarbeit. Eine Fallrekonstruktion, in: *Praktische Theologie* 54 (2019), 155–162. Ein laufendes Projekt an der EH Ludwigsburg in Zusammenarbeit dem SI der EKD und mehreren Landeskirchen verspricht weitere Erkenntnisse.

13 Je nach Landeskirche finden sich hier unterschiedliche Nuancen von Einfluss und Verantwortung.

14 Wie so oft bietet auch hier Eberhard Hauschildt eine nützliche und inspirierende Übersicht mit seiner Kartografie kirchlicher Tätigkeiten: Allgemeines Priestertum und ordiniertes Amt, Ehrenamtliche und Berufstätige. Ein Vorschlag zur Strukturierung verwickelter Debatten, in: *Pastoraltheologie* 102 (2013), 388–407.

15 Hilfreich erscheint eine Unterscheidung verschiedener Dimensionen von beruflicher und nicht-beruflicher Tätigkeit in der Kirche, wodurch sich die Verhältnisse von Haupt- und Ehrenamt neu betrachten lassen; vgl. Ahrens, Petra-Angela/Schulz, Claudia: Kirchenmitglieder in Verantwortung. Die Bedeutung des ehrenamtlichen Engagements für die Kirche der Zukunft, in: Gärtner, Christel/Lämmlein, Georg/Lorentzen, Stefanie/Wegner, Gerhard (Hg.): *Kirchenkrise als Glaubenskrise? Möglichkeiten und Grenzen der Reproduktion der Kirche*, Zürich 2024 (im Erscheinen).

Funktionen der christlichen Gemeinde dürften, so die Idee, das gemeinschaftliche Leben und die Kommunikation des Evangeliums ebenso wie das liturgische und diakonische Handeln in hochwertiger Form sichergestellt sein.

Interessanterweise hat sich allerdings mit dem beruflichen, klar strukturierten und bezahlten Engagement von Fachkräften über die Zeit der Blick auf verschiedene Engagementgruppen in der Kirche umgedreht: Nicht mehr die Kirchenmitglieder am Ort, die über den Einsatz von Spezialist:innen entscheiden und die Kosten dafür tragen, erscheinen als Akteur:innen, sondern die spezifisch beauftragten Fachkräfte. Sie treten nun als Gestaltende und Verantwortliche auf, während die Kirchenmitglieder „Angebote nutzen“ und den Gottesdienst „besuchen“. Sie heißen „Ehrenamtliche“, wenn sie sich über ihre Mitgliedschaft (und ggf. Beitragszahlung) hinaus verstärkt engagieren. Als „Zielgruppen“ professioneller Fachkräfte werden sie schließlich „motiviert“, „begleitet“ oder auch „betreut“. Aus der Betrachtung des Fallbeispiels wird deutlich, wie Kirchenmitglieder aus verschiedenen professionellen Perspektiven unterschiedlich gesehen werden: als zentrale Akteur:innen kirchlichen Lebens ebenso wie als Menschen, die darin von Fachkräften Unterstützung benötigen.

4. Perspektivenvielfalt als diakonischer Beitrag für eine ermöglichende Gemeinde

Da Kirchenmitglieder unterschiedliche Erfahrungen, Fachkenntnisse und personale Kompetenzen mitbringen, erscheint es klug, die komplementären Perspektiven auf Kirchenmitglieder und spezialisierte Hauptamtliche auch professionell zu nutzen. Allerdings sind die meisten Gemeinden hier unausgewogen ausgestattet: Während liturgische Kompetenzen, Erfahrung in Gottesdienstgestaltung und theologischer Arbeit an Bibeltexten mit Pfarrpersonen recht verlässlich vorhanden sind, wird die Sensibilität für Kirchenmitglieder als Eigenverantwortliche für ihr geistliches Leben deutlich weniger beherrscht. Häufig, nicht immer, bringen Fachkräfte der Gemeindepädagogik oder Gemeindediakonie diese Fähigkeiten mit. Oder sie haben zumindest gelernt, dass gemäß der biblisch überlieferten diakonische Potenziale der Gemeinde nicht die Hilfe im Sinn einer Übernahme aller anspruchsvollen Prozessschritte durch Hauptamtliche im Vordergrund der Arbeit steht, sondern das gelingende Miteinander mündiger Christ:innen und deren Kommunikation des Evangeliums in den jeweils relevanten Kontexten.

Grundsätzlich ist die diakonische Funktion einer Kirchengemeinde, die Sensibilität für die Lebenssituation der Kirchenmitglieder, ihre Themen und Anliegen hin auf ein gemeinsames religiöses und soziales Engagement, durchaus in verschiedenen Berufsgruppen zu finden: Kirchenmusiker:innen erfassen sowohl Kompetenzen und musikalische Gestaltungsbedarfe der Kirchenmitglieder als auch deren

Bedarf an einer bereichernden oder auch tragenden und tröstenden spirituellen Plattform in der Musik. Ähnliches lässt sich über Pfarrer:innen und diakonisch-pädagogische Mitarbeitende sagen, wobei von letzteren eine spezielle Kompetenz erwartet wird, belastende Situationen zu erkennen und Strukturen entwickelnd oder lebensweltorientiert vermittelnd zu arbeiten, ähnlich dem vermutlich mit dem biblischen Siebenergremium angestrebten Tätigkeitsprofil.

Für Hauptamtliche besteht die Herausforderung im Fallbeispiel darin, zunächst darauf zu hören, was die vier, die nach dem Gottesdienst beisammenstehen und ihren persönlich-religiösen Bedarf formulieren, bewegt und wie und wofür sie sich engagieren möchten. Die Leitlinie ist dabei, Kirchenmitglieder einerseits in ihrer Bedürftigkeit, andererseits in ihrer Gestaltungsmacht und religiösen Kompetenz wahrzunehmen. Und schließlich gilt es, erst dort, wo konkrete Hilfe oder Anleitung gesucht wird, diese auch zu leisten, damit die Lösung, die gefunden ist, auch die für die Engagierten passende Antwort auf ihr Anliegen wird. Auf's Ganze gesehen leisten verschiedene kirchliche Berufsgruppen, ebenso wie nicht beruflich für die Kirche Tätige, für verschiedene Grundfunktionen der Gemeinde ihren spezifischen Beitrag. Vor allem im Dialog der unterschiedlichen Perspektiven können sie dafür sorgen, dass eine Gemeinde ein Gestaltungs- und Ermöglichungsraum sein kann.